

MARX UND LENIN

Von Willy Haas

(Fortsetzung)

Ich weiß es nicht, und ich habe in keiner der bekannteren Marx-Biographien einen auch nur halbwegs zureichenden Grund dafür gefunden, warum Marx Lassalle so infernalisch, so gänzlich hemmungslos gehaßt hat. Es war zweifellos unter Anderem auch der berechtigte Zorn eines produktiven, tiefen Denkens darüber, einige seiner eigenen Gedanken bei dem Andern nicht ganz zu Ende verstanden oder falsch popularisiert wiederzufinden. Es war zweitens sicher auch die tiefe Antipathie des eisernen Gelehrtengehirns gegen den etwas eitlen Dandy. Es war die Gereiztheit des strengeren Geschmackes gegen einen nicht abzu-leugnenden Bestandteil von Schmockerei in Lassalles Wesen. Aber vor Allem war es der Haß des Nächtigen, Gedrückten, Schwarzen, vom Schicksal Geschlagenen, auf den Mund Geschlagenen, gegen den hinreißenden Volksredner, den Führer, gegen einen fast hölderlinschen Jüngling, der „droben im Licht wandelt“, der Alle blendet und verführt, der Haß des zähen, rackernen Graualben gegen eine Euphorion-Gestalt, zu kurzem, glänzendem Lauf über den politischen Horizont bestimmt, und bald, wie ein Komet glitzernd, entschwebend:

„Dorthin, ich muß, ich muß, gönnt mir den Flug!“

„Ikarus. Ikarus. Jammer genug.“

Das mag Manches erklären. Aber es bleibt noch immer ein völlig unerklärlicher, rein pathologischer Rest. Einmal muß die Drucklegung eines theoretischen Werkes von Marx für kurze Zeit unterbrochen werden, vielleicht, weil eine aktuelle Broschüre Lassalles gleich herauskommen soll. Der vollkommen irre Wutparoxysmus, in den Marx verfällt, weil er *vermutet*, man lasse ihn Lassalles wegen ein paar Wochen auf die Korrektur warten, läßt sich überhaupt nur noch mit Verfolgungswahnsinn begründen.

Eine ganz andere Figur ist Engels. Ein tüchtiger Säufer und Bummler aus Lebensüberschuß, Parforcereiter bei den feudalen englischen Fuchsjagden, grundgelehrter Militärwissenschaftler aus Passion, und ein Freund, ein Kamerad, ein Gefolgsmann, wie es ihn ein zweitesmal vielleicht nicht wieder gegeben hat. Das, wenn irgend etwas auf der Welt, ist „deutsche Treue“: dieses Freundschaftsverhältnis Engels' zu Marx. Ein wunderbarer Mensch. Aber nicht, wie Marx, ein Genie.

Das weiß er ganz genau. Doch nicht die leiseste Regung von Neid ist in ihm, nicht einmal in der tiefsten Falte seines Herzens. Er weiß, er wird nie ein „Erster“ sein, immer nur ein „Zweiter“, eine Art Anhängsel an den Namen Marx bleiben. Und opfert sich, seine Arbeitskraft, einen guten Teil seines väterlichen Vermögens, beinahe auch noch seine Ehre und Unbescholtenheit, damit Er, der Andere, der Erste, sein Lebenswerk auch wirklich ausführen kann. Eine der großen ritterlichen Figuren der Weltgeschichte.

Er arbeitet für seinen Freund wie ein Kuli, ohne jeden Anspruch auf Ruhm. Er schreibt einen beträchtlichen Teil der Artikel selbst, die dann unter dem Namen Marxens an die amerikanische Zeitung gehen. Als dann eine zweite Verdienstmöglichkeit für Marx winkt, die Mitarbeit an einer amerikanischen Enzyklopädie, macht er wohl überhaupt Alles allein. Das Honorar bekommt Marx; dieser gilt auch als Autor.

Mit der Zeit wird es fast selbstverständlich, daß er die ganze Familie Marx zu erhalten hat. Hat er früher zuweilen die bedenklichsten Winkelzüge in der Firma seines Vaters machen müssen, um irgendwie für Marx Geld zu verschaffen — man kann es nicht gut anders als Defraudation nennen —, so ist er jetzt, nach

dem Tode des Alten, selbst Teilhaber, und ein Teil des Einkommens wird sofort für die Familie Marx als Rente reserviert.

Man findet die Sache oft so dargestellt, als sei Marx in London fast dauernd am Verhungern gewesen. Ich habe versucht, aus den unzähligen Pumpbriefen Marxens an Engels mit ihren genauen Abrechnungen — diese Briefe füllen fast die Hälfte der zwei Briefbände — eine, wenn auch nur ganz beiläufige Aufstellung darüber zu machen, was etwa Marx in London so in einem Monat für seine kleine Hauswirtschaft verbraucht haben mag. Es dürfte kaum weniger als 35 Pfund im Durchschnitt gewesen sein, das ist, nach dem heutigen Realwert des Geldes berechnet, wohl etwa 1000 RM. Das ist schließlich für einen radikalen Revolutionär und Proletarierführer mit kleiner Familie ganz anständig, wenn man auch zugeben muß, daß heute ein marxistischer preußischer Minister noch mehr bezieht. Der Gedanke, daß die Töchter etwas arbeiten könnten, ist wohl im Ernst Marx niemals gekommen. Er schreibt zwar in einem Pumpbrief an Engels, er habe sich nun entschlossen, den Haushalt aufzulösen, die Mädchen als Gouvernanten irgendwo eintreten zu lassen und sich selbst mit seiner Frau in eine billige Pension zurückzuziehen . . . aber das klingt dort so, wie wenn man seinem Freund schreibt: „Du brauchst Dich um mich nicht mehr zu sorgen, ich habe mir bereits einen geladenen Revolver gekauft“ — und der Erfolg bei Engels ist auch demgemäß.

Die Beiden halten zusammen wie Pech und Schwefel, gegen Gott, Teufel und Welt. Stolz, herrisch, einsam, mit Wissenschaft gepanzert; sie „lieben vereint, sie hassen vereint“: und deshalb sind sie eine unüberwindliche Macht. Es ist wie das greifbare Leben selbst, was durch diese zwei Bände flutet: Dreck und Gestank und Schotter und wiederum alle Großartigkeit des menschlichen Gehirns, der mensch-

lichen Intelligenz, des menschlichen Wissens, des menschlichen Freiheitswillens. So ist auch die Sprache der Briefe. Meist ein wüstes, verwahrlostes Kauderwelsch aus Deutsch und Englisch. Dazwischen aber Formulierungen, die eben nur ein Marx zustande bringt. Auch hier spritzt Alles förmlich von Leben und Unmittelbarkeit.

Diese Briefe waren gewiß nicht zur Veröffentlichung *bestimmt*. Ob aber nicht Beiden die *Möglichkeit* einer späteren Veröffentlichung zumindest im Halbbewußtsein vorschwebte? Ich möchte diese Frage unbedingt mit „ja“ beantworten — und das wirkt natürlich auf die Beschimpfungen Dritter in diesen Briefen noch ein ganz besonderes Licht.

Meine Gründe? Marx war damals schon sehr berühmt. Hat er es nicht für nötig gehalten, nach dem Tode Lassalles sofort ausdrücklich gegen eine eventuelle Veröffentlichung seiner Korrespondenz zu protestieren? Der Gedanke muß also nahegelegen haben. Einmal fordert Engels Marx auf, *bestimmte* Briefe, in denen es sich um peinliche Geldfragen handelt, zu vernichten, „damit die Sache unter uns bleibt“. Das läßt einen Rückschluß auf die gesamte übrige Korrespondenz zu, natürlich nicht im Sinn einer bewußten Berechnung — viele Briefe enthalten ja positiv strafbare Injurien gegen Dritte —, aber doch im Sinne einer posthumen Möglichkeit der Veröffentlichung. So muß Marx auch, wenn auch nicht ganz bewußt, mit der Möglichkeit gespielt haben, das Andenken der Männer und Frauen, die er in seinen Briefen so maßlos beschimpft hat, dauernd zu schädigen; daß er mit ähnlichen vergifteten Waffen oft in seinem Leben gespielt haben muß, beweist der oben zitierte Brief in Sachen Freiligrath.

Man hat diese Menschen im Leben knirschend ertragen, weil man sie gebraucht hat; man spielt mit der Genußnahme nach dem Tode. Die ist ja auch nicht ausgeblieben. *aber wie*

mischen mit einem freud-

lichen Bild von diesem großen Hasser scheiden. Da ist der rührende Familienvater Marx, der liebevolle Gatte; da ist das schöne, kameradschaftliche Leben im Hause Marx, wo die Kinder den Alten nicht „Vater“, sondern „Mohr“ rufen. Da ist der gute alte „père Marx“, wie er durch die Straßen seines Londoner Quartiers bummelt, die Taschen voller Zuckerzeug für die Straßenjugend, die sofort zusammenläuft, wenn sie ihn sieht. Da ist der Gentleman Marx mit seinem ewigen Monokel, im Britischen Museum die griechischen Klassiker lesend oder im Hydepark ausreitend — ein anerkannt miserabler Reiter. Da sind vor Allem die idyllischen Ausflüge in die Heide, in den Hampstead Heath, die Wilhelm Liebknecht so rührend geschildert hat: „Als Vorhut ging ich (Liebknecht) mit den zwei Mädchen voran, bald Geschichten erzählend, bald freie Turnübungen machend, bald auf der Jagd nach Feldblumen. hinter uns einige Freunde. Dann das Gros der Armee: Marx mit seiner Frau und irgendeinem Sonntagsbesuch, der eine gewisse Aufmerksamkeit erreichte.“ Zuletzt Lenchen, das treue Mädchen aus Trier, mit dem riesigen Freßkorb, in dem der große Kalbsbraten, Tee, Zucker und Obst verstaut sind. In einem Kaffeegarten wird — wie im alten Sonntagsberlin — „abgekocht“. Dann lungert man unter den Ginsterbüschen herum. Dann veranstaltet man Wettläufe, Eselsritte, die Kinder tanzen Niggertänze. In der Abenddämmerung marschiert man mit Gesang zurück: Man singt im Chorus: „O Straßburg, o Straßburg“ oder patriotische deutsche Lieder. Jawohl: patriotische Lieder. Marx rezitiert aus dem Gedächtnis Shakespeare, oder er imitiert den Berliner Schauspieler Seidelmann, für den er schwärmt, in der Rolle des Mephisto.

Das ist der andere Marx, der gemütlige rheinische Herr Doktor, den man sonst nur selten zu sehen bekommt . . .

(Fortsetzung folgt)

„Timon“

Berliner Uraufführung

Bruckners „Timon“ ist, wenn man will, genau so ein „Lehrstück“ wie etwa „Die Mutter“ von Brecht — nur eben ein bürgerliches. Es ist ja ein verhängnisvoller Irrtum, daß die Lehrstücke eine Erfindung heutiger sozialistischer Schriftsteller sind. Sie sind in jeder historischen Uebergangszeit da, in welcher der unterirdische oder irdische Aufeinanderprall ganz entgegengesetzter Lebenseinstellungen sehr heftig ist. Bruckners Quelle, den „Timon“ und vor allem auch die „Göttergespräche“ des herrlichen Lukianos aus Samosata, kann man ebenso gut als „Lehrstücke“ bezeichnen.

Die Form des bürgerlichen Lehrstückes in der großen Zeit der bürgerlichen Literatur ist das Diskussionsstück; denn der Liberalismus ist die Anschauung vom Selbstwert der Diskussion, ein Ausfluß seiner Anschauung vom Selbstwert (d. h. der Selbstregulierung) der freien Konkurrenz. „Clasa discutiōria“ nennt höhnisch der tief sinnigste Durchschauer des Liberalismus, der konservative Spanier Donoso Cortés, schon um 1848 das Bürgertum. Bruckners Stück ist ein ausgesprochenes Diskussionsstück, es nennt sich selbst so; denn mehrmals taucht im Buche die Regiebemerkung auf: „Aufstellung der Personen zur Diskussion.“ Die Diskussionen füllen ganze Akte.

Aber das Thema dieser Diskussionen bei Bruckner?

Das bürgerliche Lehrstück hat (nach Ibsen) eine beinahe metaphysische Höhe erreicht — wenn auch nicht offen, so doch im Hintergrund. Es ist das letzte Thema der Diskussion par excellence in ihrer letzten sich selbst objektivierenden Uebergipflung und Selbsterkenntnis: Das Thema von der Fragwürdigkeit der Verbindung von Erkenntnis und Leben. Zwangsläufig in eine nihilistische politische und damit weltanschauliche Situation gekommen, hat der Liberalismus diese doch zu Ende gelebt und daraus große grundsätzliche Werte geschaffen. Ich denke etwa an die dramatischen „Traktate“ des jüngeren André Gide, als er noch ein großer philosophischer Dichter war, an den „Philoktet“, „Candaules“, vor allem an den „Saul“.

Aus dieser skeptisch-elegischen Literaturgegend kommt der Schriftsteller Bruckner. Aber ich denke ebensogut auch, um einen Berühmteren zu nennen, an Arthur Schnitzler, der sicher der direkte Lehrer des Wiener Bruckner ist, an Arthur Schnitzler, dessen Spätplatonismus und spätklassischer Stoizismus

große . . . und immer wiederkehrendes skeptisches Zeitprinzip zu Ende gestaltet haben.

Das eben tut Ferdinand Bruckner nicht; und das ist das wirklich Aegerliche, aber auch Charakteristische an dieser Angelegenheit. Er hat das „große Thema“ des späten Bürgertums schon in der Hand, gleich im ersten Akt, wenn er das „philosophische Klima“, die „mäßiggängerische Anmut“ Spät-Athens (Wiens) mit der elegischen Liebe der Todesbereitschaft besingt. Das Leben, wie es heute ist, ist eine schmale Linie zwischen Weisheit und Unsinn; wehe, wer sie verfehlt; wenn Menschen zu klug, zu geistreich, zu bewußt, zu philosophisch-quietistisch, wenn das Leben für den denkenden Menschen erst wirklich lebenswert wurde: dann wurde es immer bald zertreten. So das Frankreich des Rokoko, das Rom des Marc Aurel, das Griechenland des Perikles, das Wien Schnitzlers und Bruckners. Denn der Geist selbst schafft Krieg und Zerstörung als Reaktion der bewußtlosen Natur gegen ihn. Das ist bürgerliche Spätweisheit, keine schlechte Weisheit übrigens; — von Schiller über Renan bis Schnitzler, ja bis Thomas Mann sagen es alle großen Bürger.

Auch Ferdinand Bruckner. Aber er weiß sein Thema nicht mehr zu halten und zu modellieren — die Hand ist schon zu schwach. Sein Nihilismus ist schon zu schwach — oder zu stark — sogar für diesen Nihilismus der Erkenntnis. Er kann das Motiv, das unverwechselbare große Motiv des Bürgertums, nicht mehr entfalten wie eine Blume aus der Blüte — wie Schnitzler und André Gide es getan haben. Er tappt herum. Wo er hintappt, entsteht Geistreichtum; er ist eigentlich eher eine Figur als ein Schüler Schnitzlers; tausendfacher Geistreichtum an einem Dutzend Problemen und Hunderten von Situationen und Wendungen; aber kein objektiver Geist mehr, auch nicht bürgerlicher Geist. Man nennt das: Feuilletonistik — so ungern man dieses harte Wort auf ein zweifelloses großes Talent wie das Bruckners anwendet. Jede wirkliche Konsequenz einer Erkenntnis ist objektiv wertvoll, so auch die bürgerliche. Aber jede Inkonsequenz ist objektiv wertlos: wie die Bruckners.

Das Feuilleton, d. h. die Fähigkeit, immer geistreich zu sein, ist Konsumware. Die letzte psychologische Erkenntnis, die man bei Bruckners Drama hat, ist von erstaunlich handlungstechnischer Primitivität: es ist die Darstellung eines reichen Mannes, der pleite geht, dem aber die Götter das Recht zuerkennen, wieder

anulation darüber sein, was ein pleitegegangenes bürgerliches Publikum heute im Theater besonders gern hört. Denn alles Drumherum pflegt man dann nicht mehr zu hören, wenn man etwas so Behagliches hört. W. H.

Verlagsnachrichten

Nach langer Pause ist nun wieder ein Band*) der großen kritischen, von Jonas Fränkel besorgten Keller-Ausgabe erschienen. Es wird nach allem, was wir über die bewegte Geschichte der Edition wissen, keine Ruhepause gewesen sein. Vielmehr darf man in diesem Neubeginn — möge es ein gutes Vorzeichen werden, daß man ihn mit dem „ersten Bande“ eröffnete — den Sieg in harten Kämpfen, nicht zum wenigsten gegen die Krise, die auch die Schweiz nicht ausließ, erblicken. Ein unscheinbarer Vermerk auf der Innenseite des Titels: „Herausgegeben mit Unterstützung des Kantons Zürich“ läßt hoffen, daß das Unternehmen nunmehr gesichert bleibt. Wenn es einen neueren deutschen Schriftsteller gibt, an welchem ernsthafte Textkritik und echte Philologentreue Entdeckerarbeit leisten können, dann ist es Keller. Im vorliegenden Gedichtband ist der Text auf Grund der Handschriften und Korrekturbogen im Nachlaß an 91 Stellen geändert worden. Ueber die folgenden werden wir laufend weiter berichten. W. B.

Der *Sebaldis-Verlag, Nürnberg*, bereitet soeben die erste Gesamtausgabe der Werke *Leo Weismantels* vor. Zur Ausgabe gelangen zunächst folgende Bände: „*Elisabeth*“; „*Konkurs*“, Aufstieg und Untergang einer Nation; „*Das alte Dorf*“, das Epos einer Dorfgemeinschaft; „*Das Sterben in den Gassen*“, Geschichte eines 48er Revolutionärs; „*Das unheilige Haus*“, eine Dichtung durch drei Generationen.

Ein neues Werk von *Alfred Neumann* „*Der Narrenspiegel*“ erscheint demnächst im *Propyläenverlag, Berlin*.

*) Gottfried Keller, Gesammelte Gedichte. 1. Band. Verlag Benteli AG., Bern und Leipzig. 1931.

Verantwortlich für den Inhalt: ARTUR ROSEN in Berlin; für die Inserate: M. Rödelheimer, Berlin. — Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet, vorbehaltlich etwaiger gemäß § 18 Literatur-Urhebergesetz erforderlicher Zustimmung des Autors. Für unverlangt eingesandte Manuskripte Rezensionsexemplare keinerlei Gewähr.

Druck: MÖLLER & BOREL GmbH., Berlin SW 68.